

# Illustriertes Sonntags-Blatt.

Wochenbeilage zum „Erzähler vom Westerwald“.

Nr. 47

Sonntag, den 21. November

1915

## Eine ungeliebte Frau.

Roman von Marie Harling.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Ich suchte dich in deinem Zimmer, Marianne!“ sagte Herbert. „Ich habe einen alten Freund getroffen und ihn zum Abendbrot geladen. Es ist dir doch nicht unangenehm?“

„Bewahre, Herbert! Deine Freunde werden mir stets willkommen sein. Ich werde einige Anweisungen bezüglich des Essens geben. Kommst du auch herüber, Konstanze?“ Die Anjeredete zuckt die Achseln.

„Will mir's überlegen. Hab' keine besondere Lust!“

„Nun, wie du willst. Bis morgen, Mama, da können wir weiter besprechen.“

„Willst du schon fort, Kind?“

„Nun ja, ich muß doch einiges mit Frau Braun bereden. Ich hoffe, Baron Deslow und Grete kommen auch zum Abend. Mir ist heute nachmittag hinübergefahren einiger Veränderungen wegen. Deslow versprach mir, sie wieder zu bringen.“

Nach flüchtigem Gruß geht Marianne hinaus. Auf dem Flur hört sie ihres Gatten Schritte hinter sich.

„Auf ein Wort, Marianne! Lützen ist ein alter Regimentskamerad. Er hat scharfe Augen und eine noch schärfere Zunge.“

Sollte es nicht möglich sein, wenigstens für heute abends ein besseres Einvernehmen zwischen uns vorzutauschen? Ich möchte nicht, daß alle meine ehemaligen Kameraden über die Misere meines Ehelebens unterrichtet würden.“

„So sollen wir also ein modernes Drama, „Die glücklichen Ehegatten“ aufführen?“

In ihrer Stimme liegt solch beißender Spott, daß ihm die heiße Röte ins Gesicht steigt. Solche Redensart ist ihm an Marianne ganz ungewohnt. Schweigend gehen sie eine Weile nebeneinander; vor der Türe zu ihrem Zimmer bleibt Marianne stehen. Doch Herbert macht keine Miene, weiterzugehen.

„Darf ich nicht bei dir eintreten, Marianne?“

Sie errötet, als habe er ein Unrecht von ihr gefordert, einen Augenblick bleibt sie zögernd auf der Schwelle stehen, dann gibt sie den Weg frei.

Auf dem Tische ihres Zimmers liegt ein rotes Buch, das in Goldschrift die Aufschrift trägt: „Mein Tagebuch!“ Herberts Blick fällt darauf und unwillkürlich streckt er die Hand aus, es an sich zu nehmen. Doch schnell wie der Gedanke ist Marianne ihm zuvorgekommen. Heißes Rot steigt in Herberts Antlitz, ein bitteres Lächeln kräuselt seine Lippen.

„Hab' keine Sorge, Marianne, so indiscret werde ich niemals sein, mich in deine Geheimnisse drängen zu wollen. Laß das Buch ruhig liegen, meine Hand wird es ohne deine Erlaubnis niemals berühren!“

Da steigt auch in ihre Wangen ein feines Rot, und einem plötzlichen Impulse folgend, reicht sie ihm das Buch hin.

„Dies es nur, Herbert, vielleicht wird dir dann manches verständlich, was du jetzt an mir nicht begreifst. Ich bin keine leichtblütige Natur. Wäre ich es, vielleicht wäre es für uns besser, aber ich glaube, ich nehme das Leben zu schwer.“

„Marianne, ich habe heute für dich ein Reitpferd gekauft, ein schönes, frommes Tier. Darf ich dich reiten lehren? Oder macht es dir keine Freude?“

Sie blickt dankbar zu ihm auf, zum erstenmal reicht sie ihm aus

freien Stücken die Hand.

„Du bist gut, Herbert, ich danke dir! Wollte Gott, jenes böse Wort, das Konstanze einst gesprochen, stände nicht zwischen uns, dann würde vielleicht noch alles gut. So aber komme ich nicht darüber hinweg. Stets klingt mir das häßliche Wort in den Ohren: „Das Herz, das eine Konstanze Wanderott geliebt, darf sich nie so weit erniedrigen, die Tochter des Emporkömmlings zu lieben.“

Herbert ist sehr blaß geworden. „Das hörtest du, Marianne?“ Sie nickt. „Ich hörte es wider meinen Willen, ich war wie gelähmt und konnte nicht fort. Dies Wort, es wird stets zwischen uns stehen!“



Die Abreise der deutschen Minister in Automobilen der Heeresverwaltung von Warschau aus. Im Auto von links nach rechts: Staatsminister Graf v. Helldorf, als Vertreter des Reichskanzlers, der Minister des Innern von Reubell und Unterstaats-Sekretär Drenow.

„Nun, aber so etwas! Der Diener sagte mir doch, Marianne  
ei hier!“ entschuldigt sie sich errötend.  
„Na, vorläufig mußt du mit mir vorlieb nehmen, kleine  
Grete. Mußt du das Brautpaar beaufsichtigen?“  
„Natürlich, ich bin doch alt und vernünftig genug dazu!“  
sibt sie vergnügt zurück.  
Beide begeben sich in den Salon, in dem inzwischen auch  
Dagobert und Alir eingetroffen sind. Wenige Minuten später  
fährt auch Lügen's Auto vor. Lügen ist ein schlanker, blonder  
Offizier, so eine Art verfeinerter Lebemann mit einem schmalen,  
interessanten Gesicht. Konstanze unterhält sich sehr angeregt  
mit ihm, Grete findet seine Augen einfach frech.

Seite 470.

Auf dem Stur werden Stimmen laut, Grete's helle, lustige  
Stimme erklingt.  
„Lassen Sie nur, Johann, ich melde mich schon selbst an.  
Ich weiß ja den Weg.“

Die Desflower! Ich werde sie empfangen, Marianne und  
ich für einige Augenblicke entschuldigen, da kannst du dich erst  
wieder zurechtfinden.“

Sie reicht ihm dankbar die Hand, auf die er schnell und  
festig seine Lippen preßt, dann will sie ins Nebenzimmer. In  
diesem Augenblicke fliegt die Tür zum Vorzimmer auf, und Grete  
Desflow fliegt wie ein Wirbelwind in Herbert's ausgebreitete  
Arme.

„Nein, aber so etwas! Der Diener sagte mir doch, Marianne  
ei hier!“ entschuldigt sie sich errötend.

„Na, vorläufig mußt du mit mir vorlieb nehmen, kleine  
Grete. Mußt du das Brautpaar beaufsichtigen?“

„Natürlich, ich bin doch alt und vernünftig genug dazu!“  
sibt sie vergnügt zurück.

Beide begeben sich in den Salon, in dem inzwischen auch  
Dagobert und Alir eingetroffen sind. Wenige Minuten später  
fährt auch Lügen's Auto vor. Lügen ist ein schlanker, blonder  
Offizier, so eine Art verfeinerter Lebemann mit einem schmalen,  
interessanten Gesicht. Konstanze unterhält sich sehr angeregt  
mit ihm, Grete findet seine Augen einfach frech.

„Einem so un-  
geniert ins Ge-  
sicht zu blicken!  
Die ein Unter-  
suchungsrichter  
steht er aus!“  
„erleicht sie sich,  
als Lügen fort-  
gefahren.“ „Er  
hat so einen ech-  
ten, frechen Jun-  
gensblick. Für  
diese Sorte Men-  
schen danke ich!“  
Konstanze sag-  
te nichts, aber  
sie dachte bei sich,  
daß Wolf von  
Lügen einem gu-  
ten, wenn auch  
nur kleinen Of-  
fiziersadel ent-  
stamme und daß  
er von einem  
Onkel, der drü-  
cken im Lande  
der Pantees  
schwer reich ge-  
worden, die an-  
ständige Summe  
von fünfmalhun-  
derttausend Mark  
erbt. Lügen  
hatte ihr sehr den  
Hof gemacht, die  
Sache wollte  
überlegt werden.

Marianne hat-  
te auf allgemeines Verlangen wieder gesungen, auch das Lied  
von den zwei Königskindern, das Grete so sehr gewünscht. Nun  
steht sie allein am Fenster ihres Zimmers, Alir und Herbert  
haben sich zur Ruhe begeben. Sie hat die Lichter gelöscht, breites  
Mondlicht fällt durch das offene Fenster und erfüllt das Gemach  
mit magischem Glanz. Da öffnet sich leise die Tür, die zu Herbert's  
Gemächern führt, ihr Gatte erscheint auf der Schwelle. Marianne  
zuckt zusammen, sie glaubte Herbert längst zur Ruhe, nun stand  
er plötzlich vor ihr. Wie ein Geist erschien er ihr in dem fahlen  
Mondlicht. „Ächzend kommt er näher.

„Habe ich dich erschreckt, Marianne? Das war nicht meine  
Absicht. Oder zürnst du, daß ich so ohne alle Form hier ein-  
gedrungen bin?“

„Ich zürne nicht, aber warum bist du gekommen? Warum  
immer wieder die alte Qual erneuern?“

„Muß es denn unbedingt eine Qual sein? Anni, kleine  
Anni, ich habe in deinem Tagebuch gelesen. Jenes liebe, hoch-  
herzige Kind warst du, meine Marianne? O, warum sagtest  
du nichts davon?“

Er ist ganz nahe zu ihr getreten, er versucht, seinen Arm um  
sie zu legen, doch sie weicht ihm aus. Totenblau blickt sie starr  
in sein Gesicht.

„Herbert, wenn du mein Tagebuch gelesen, dann mußt  
du wissen, wie tief du mich erniedrigt hast, als du mir anbotest,  
dein Weib zu werden, ohne mir einen Anteil an deinem Herzen  
zu geben.“

„Marianne, warum quälst du dich und mich immer wieder  
mit dem Andenken an jene für uns beide so schmerzliche Zeit?“

„Weil ich niemals vergessen kann, was hinter uns liegt.  
Herbert, niemals! Als du um mich warbst, da kannte ich so  
wenig von dir, ich dachte nur immer an den stolzen, hochherzigen  
Knaben, der so hochmütig mein kleines Geldopfer verschmähte,  
und ich wies jeden Gedanken an eine unlautere Gesinnung des  
Mannes, der um mich warb, weit von mir. Herbert, daß du  
um mich warbst um meines Geldes willen, dafür hätte ich in  
Anbetracht der widrigen Verhältnisse wohl ein verzeihendes  
Verstehen gehabt, daß du mich aber betrogen, daß du mir Liebe  
heucheltest, die doch einer anderen gehörte, das hat mein Herz  
gebrochen.“

„Marianne, ist es denn möglich, kann deine Liebe wirklich  
gestorben sein? Einst hast du mich doch geliebt, kann diese Liebe  
niemals wieder aufleben, wenn verwandte Saiten in deinem  
Inneren erklingen?“

Sie schüttelt traurig den Kopf. „Nein, Herbert, in meinem  
Herzen ist etwas gestorben, das nie, nie wieder aufleben kann.  
Dieses Etwas heißt „Vertrauen“. Denke an das Lied von den zwei  
Königskindern, das ich heute abend gesungen. Uns geht es wie  
ihnen: „Sie konnten zueinander nicht kommen, das Wasser war  
viel zu tief.“ Auch wir können zueinander nicht kommen, auch  
uns ist das Wasser zu tief und keine Brücke führt hinüber.“

„Doch, Marianne, es kann und muß eine Brücke hinüber-  
führen: die Allgewalt der Liebe. Wir müßten den Weg zueinander  
finden, wenn wir  
die Liebe der  
Königsfinder hät-  
ten!“

„Ja, wenn wir  
sie hätten, wir  
haben sie aber  
nicht. Unserer  
Liebe fehlt das  
Vertrauen, dar-  
um wird sie nie  
von Seele zu  
Seele bringen.  
Das Vertrauen  
baut die Brücken  
über den Strom  
des Lebens, es  
ist das Steuer  
an unserm Le-  
bensschifflein;  
fehlt es, so ge-  
raten wir in  
Abgründen und Un-  
tiefen und unser  
Schifflein ver-  
sinkt wie das  
Schifflein der  
beiden Königs-  
finder.“

Tiefe Stille  
folgt Mariannes  
Worten. Herbert  
hat die Hand  
über die Augen  
gelegt, als wolle  
er das Weh ver-  
bergen, das in  
ihren Tiefen

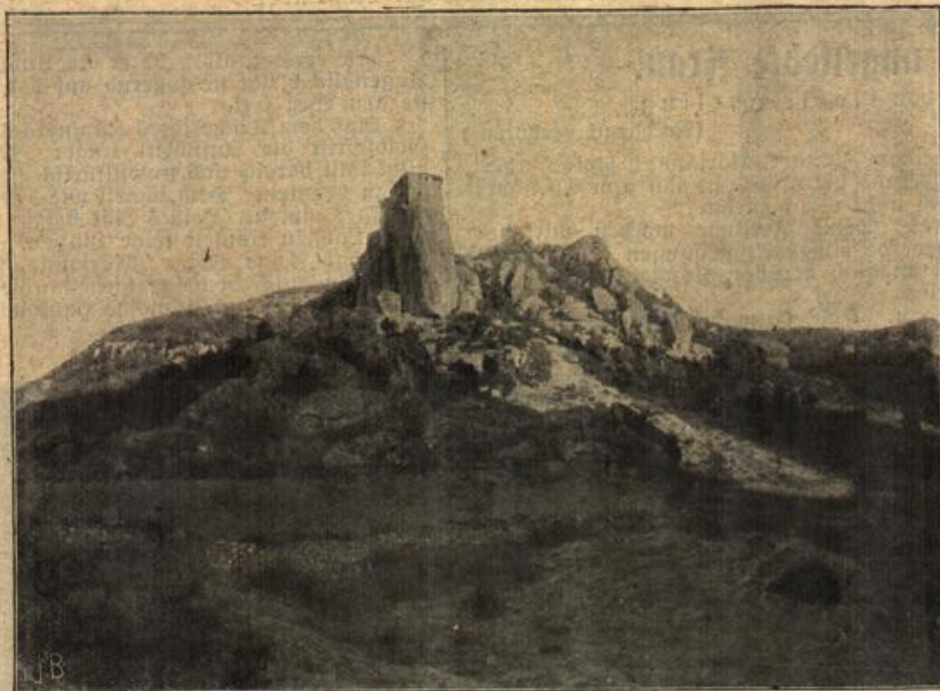
schimmert. Marianne steht im vollen Lichtstrahl des Mondes,  
er überzaubert das bronzefarbene Haar mit warmem Goldton,  
er läßt aber das schöne traurige Antlitz noch blässer erscheinen.

Du bist hart, Marianne, und ich war mit so viel Hoffnung  
zu dir gekommen! Du bist eine der besten und edelsten deines  
Geschlechtes und dennoch scheint barmherziges Vergeben dir  
unbekannt.“

„Nein, Herbert, vergeben kann ich, vergeben habe ich lange,  
nur vergessen kann ich nicht. Sieh, ich halte an einmal emp-  
fangenen Eindrücken so zähe fest, ich kann nicht davon loskommen.  
Wollte ich auch deine Annäherung dulden, ich könnte es nicht,  
stets würde Konstanze's Bild zwischen uns stehen, ihre haßerfüllten  
Worte würden alles andere übertönen. Laß uns Frieden machen  
laß uns in ruhiger Freundlichkeit nebeneinander leben. Versuche  
nicht immer wieder, erstorbene Gefühle aufzuwecken, es hat  
keinen Zweck und quält nur dich und mich. Wenn du noch einen  
Funken Achtung für mich hast, so laß mich meine Wege gehen!“

„Marianne!“ Er stöhnt auf in tiefem Schmerz. „Ich kann  
nicht, Marianne, ich kann nicht so gleichgültig neben dir hergehen.  
Meine Gefühle sind stärker als ich. Entweder alles oder nichts!  
Entweder gemeinsames Leben oder wir müssen uns trennen!“

„Herbert!“ Dunkel glühen ihre Augen aus dem wachsblassen  
Gesicht. Nun hat er es ausgesprochen das entscheidende Wort,  
das wie ein dunkler Schatten zwischen ihnen gestanden seit jenem  
ersten Tage, da Marianne von Konstanze's Lippen die ganze  
Bitterkeit ihres Loses erfahren. „Trennen!“ Marianne fühlt,  
wie ihr alles Blut zum Herzen strömt, wie ein Nebelschleier  
sich um ihre Sinne legt. Mit aller Gewalt zwingt sie sich zur Ruhe



Ein malerisch auf steilem Felsen gelegenes Meteoritenföckter an der bulgarisch-griechischen Grenze.

„Doch, Marianne!“ Er wird kalt und hart, eifrig greift der Ton seiner Stimme an Mariannens Herz. „Es gibt keinen andern Weg. Diese Qual reißt uns auf. Können wir nicht gemeinsam leben, so müssen wir uns trennen.“

Mit schweren Schritten geht er hinaus, mit leichtem Klagen fällt die Tür hinter ihm ins Schloß. Marianne steht wie gebannt auf derselben Stelle, beide Hände auf das Herz gepreßt. „Trennung!“ Warum greift das Wort sie so schwer an? Hat sie den Mann, der sie so schwer beleidigt, so tief erniedrigt hat, dennoch lieb?

Aufstöhnend sinkt sie auf den Teppich nieder. O Gott, warum war das Leben gar so schwer!

Am andern Morgen war Herbert freundlich wie immer. Hatte er das Gespräch der Nacht vergessen oder wollte er nicht daran erinnert sein? Um die Mittagszeit kam Deslow, um seine Braut zu holen. Es gab so vieles zu beraten und einzurichten, es war ein tägliches Her- und Hinüber.

Herbert tritt zu seiner Frau, als Alix mit ihrem Bräutigam fortgefahren.

„Darf ich dir jetzt Reitstunden geben, Marianne oder hast du etwas Besseres vor? Dein Reitkleid ist, soviel ich weiß, heute morgen eingetroffen.“

Sie blickt unsicher zu ihm auf. Der leichte Ton, in dem er spricht, täuscht sie über den Sturm, der in seinem Innern wühlt, nicht hinweg.

„Es ist sehr freundlich von dir, daß du dich bemühen willst, ich fürchte nur, ich werde eine sehr ungelehrige Schülerin sein.“

„Das glaube ich kaum. Immer hin dürfen wir es auf einen Versuch ankommen lassen.“

Während Marianne ihr Reitkleid anlegt, geht Herbert hinaus, um die Anordnungen betreffs der Pferde zu geben. Er untersucht selbst aufs genaueste Sattel und Zaumzeug an Mariannens Pferd, damit sie kein Unfall treffen kann. Konstanze sieht vom Fenster ihres Zimmers aus Herberts Beginnen, sie sieht die beiden zusammen fortreiten, und fester als je reißt der Entschluß, in ihrem Herzen, Lühens Antrag, falls es wirklich zu einem kommen sollte, anzunehmen.

Herbert gibt seiner Frau den notwendigen Unterricht, aber kaum je einmal berührt er die gertenschlanke Gestalt, die wie angegossen im Sattel sitzt. Mit fester Hand führt Marianne den Zügel. Der kurze Ritt erfreut sie, ihre Wangen röten sich, und in ihren Augen flimmern Sonnenfunken. Als sie heimkehren, hält Lühens Auto vor dem linken Seitenflügel. Herbert stutzt, sein Auge sucht die Augen seiner Frau.

„Es scheint sich etwas anzuspinnen, Herbert; mir schien es schon gestern Abend.“

Etwas wie Freude erfüllt seit langer Zeit zum erstenmal ihr Herz. Wenn Konstanze fortginge, ganz fort von Markitten, dann vielleicht —

Sie denkt den Gedanken nicht aus, denn mit einemmal fällt ein dunkler Schatten auf das bißchen Sonnenbild. „Trennung!“

Das Fest zu Ehren des Brautpaares nimmt einen glänzenden Verlauf. Keiner der geladenen Gäste hat abgesagt, man war ja auch zu begierig, die schöne, interessante Baronin Strehlen als Hausfrau zu sehen. Sie macht ihre Sache famos, Herberts

Augen vollständig in Anspruch genommen; sie hat für die übrige Gesellschaft kaum Augen und Ohren.

„Es gibt eine Verlobung, heute Abend, paß auf!“ flüstert Dagobert seiner Braut zu. „Sahst du Konstanze und Lügen? Ob sie wohl so glücklich werden wie wir beiden?“

Alix lächelt. „Ich glaube es kaum, Liebster! Aber ich freue mich für Herbert und Marianne, wenn Konstanze endlich von der Bildfläche verschwindet. So lange sie in Markitten bleibt, gibt es für die beiden kein Glück.“

„Ich begreife nicht, wie Herbert dieses Mädchen seiner eigenen Frau vorziehen kann?“

„Das tut er ja gar nicht, Dagobert, aber Konstanze versucht immer wieder, Herbert zu bezaubern. Marianne scheint erst nach ihrer Verheiratung hinter diese frühere Liebchaft gekommen zu sein und kann nun ihr Mißtrauen nicht bezwingen.“

„Hat Marianne dir davon gesprochen?“

„Bewahre, Dagobert, was denkst du wohl? So etwas täte Marianne niemals. Was zwischen Ehegatten vorfällt, darüber soll nie gesprochen werden. Ich habe so meine Beobachtungen gemacht, während der Zeit, da ich hier war, und da ist es mir klar geworden, daß Marianne und Herbert kein glückliches Ehepaar sind. Aber helfen kann man ihnen nicht, solch eine Sache ist viel zu delikat, als daß sich Dritte einmischen könnten.“

Aus dem Nebenzimmer her kommt Konstanze an Lühens Arm. Ihre Wangen brennen und ihre Augen glühen dunkel, ein Zeichen, daß sie erregt ist. Herbert tritt zu ihnen, man spricht eine Weile. Herbert bekommt einen roten Kopf, dann reicht er beiden die Hand.

Alix legt ihre Hand fester auf Dagoberts Arm. „Siehst du, Liebster, unsere Vermutung! Die Verlobung scheint komplett. Herbert scheint zu gratulieren. Nur geht er zu seiner Frau. Marianne strahlt, sie wird sich freuen, daß Konstanze endlich den entscheidenden Schritt tut.“

Eine allgemeine Bewegung geht durch den Saal. Herbert

macht die neueste Verlobung bekannt. Die Diener schleppen eilfertig Sekt herbei, hell klingen die Gläser zusammen.

Mit ihrem strahlendsten Lächeln ninnt Konstanze die Glückwünsche entgegen, aber als das Fest vorüber ist, da wirft sie die Mäse der glücklichen Braut von sich, da steht sie mit fahlem Antlitz und zuckenden Lippen am Fenster und ihre schwarzen Augen starren in die Nacht hinaus.

„Verlobt!“ Schon hundertmal haben ihre Lippen das Wort geformt, und noch scheint ihr Verstand es nicht fassen zu können. In Lühens Armen hat sie gelegen, seine Lippen haben sie geküßt, bannale Liebesworte hat er geflüstert. Dessen hätte sie ihn können in jener Stunde, und doch mußte sie seine Zärtlichkeiten dulden, denn immer und ewig kann sie nicht das Gnadenbrot der Strehlens essen. Aber warum soll sie als Frau von Lügen nicht glücklich sein? Wohl steigt sie herab von der stolzen Höhe, auf der sie bisher gestanden, aber immerhin, in der kleinen Garnison wird sie die tonangebende Dame sein, sie wird eine Rolle spielen.

„Und meine Rache habe ich gehabt!“ flüstert sie, die Hände zu Häften ballend. „Glend seid ihr geworden, wie ihr mich elend gemacht habt. Immer weiter werden eure Wege auseinandergehen und kein Pfad führt euch je wieder zueinander hin!“

## VIII.

Alix und Dagoberts Hochzeit ist vorbei. Es war ein glänzendes Fest. Nun ist das junge Paar abgereist, um die Zitterwochen im sonnigen Süden zu verbringen. Marianne fühlt sich namenlos einsam, seitdem Alix von Markitten fortgegangen ist. Ein Glück, daß Tante Erna und Herminens Besuch in Aussicht



Partie aus den Felsenbergen bei Serres.

Diese Gegend haben die Bulgaren besetzt.

gestellt hat. So wird ihr die Zeit bis zu Wilhelms Heirat noch nicht allzu lang. Konstanze ist auch abgereist, vorläufig zu Wilhelms Verwandten, doch dann will sie zur Schwester der Baronin streben gehen, die sie ja schon einmal freundlich bei sich hatte aufnehmen wollen. Dort wird sie ihre Ausattung besorgen.

Marianne weiß viel bei der Schwiegermutter, deren Zustand sich in letzter Zeit ungeheuer gebessert hat. Sie vermag wieder mit einem Krüdstock langsam durchs Zimmer zu gehen.

Marianne reitet bei gutem Wetter mit Herbert täglich einige Stunden. Man plaudert meistens über völlig gleichgültige Dinge. Marianne macht ihrem Lehrmeister alle Ehre. Sie sitzt völlig korrekt im Sattel und hat ihr Pferd vollständig in der Gewalt.

Auch heute ist sie von einem Spazierritt heimgekehrt. Für kurze Zeit hat sie das Unglück ihres Lebens vergessen, für ein paar Stunden ist sie glücklich gewesen. Sie freut sich auf die täglichen Ritte, sie holt sich neuen Lebensmut, neue Spannkraft des Geistes aus der herrlichen Gottesnatur.

Eben hat sie das Reitkleid mit dem Hauskleid vertauscht, als nach kurzem Klopfen Herbert eintritt. Er ist noch im Reitanzug, seine Züge sind erregt, ein gelbliches Papier hält er in der Hand.

„Ein Depeschenformular!“ Marianne sieht es sofort, sie sieht auch seine Erregung.

„Herbert, woher kommt die Nachricht, was ist geschehen?“

„Beruhige dich, Marianne, es ist allerdings keine angenehme Nachricht. Dein Vater ist plötzlich erkrankt und er wünscht sehr, dich zu sehen.“

„Papa krank! Der arme Papa, er ist so allein! Herbert, ich muß sofort zu ihm.“

„Das sollst du auch, Marianne, ich werde dich selbst zu ihm bringen.“

Reisefertig steht sie in ihrem Zimmer, als Herbert eintritt. Er sieht erregt aus, in seinen Augen brennt ein seltsames Feuer.

„Ich werde dich sehr vermissen, Marianne! Wirst du auch zuweilen an mich denken?“

Sie nimmt alle ihre Selbstbeherrschung zusammen, denn momentan stand ein ganz anderes Bild vor ihren Augen.

„Trennung!“ Dies inhaltsschwere Wort, das ihr Herbert vor einigen Wochen an derselben Stelle zugerufen und auf das er dann nicht mehr zurückgekommen war. Wird sie nun für immer gehen? Wird ihr Fuß nie wieder diese Räume betreten, in denen sie so namenlos gelitten, in denen sie aber auch einmal, wenn auch nur für kurze Zeit, so unsagbar glücklich gewesen? Hier in diesem Zimmer hat Herbert sie zum erstenmal geküßt, damals an ihrem Hochzeitstage.

Sie blickt zu ihrem Gatten empor, sie sieht, wie der herzliche Ausdruck seiner Züge kälter wird. Alles Blut stirbt in ihr zum Herzen.

„Marianne, kannst du mir kein liebes Wort sagen? Selbst in der Abschiedsstunde nicht?“

„Abschiedsstunde!“ Wie ein jäher Schreck durchzuckt sie beide dieses Wort.

„Marianne, du wirst wiederkommen, du wirst so nicht von mir gehen, versprich es mir!“

Seine Hände, die er um ihren Arm schlingt, sind eiskalt vor Erregung.

„Herbert, du sprichst doch selbst einmal das Wort: „Trennung!“

„Da war ich wahnsinnig vor Dual, Marianne! Ich kann dich nicht von mir lassen, so nicht!“

Beide Arme schlingt er um sie, fest preßt er die zitternde Gestalt an sich, aber als seine Lippen ihren Mund suchen, da biegt sie den Kopf zurück. Seine Erregung hat ihr ihre Ruhe wieder gegeben.

„Laß das, Herbert, laß uns ruhig voneinandergehen. Ich werde wiederkommen, wenn du es wünschst.“



Blick auf die Stadt Ohrida am Ohridasee, eines der bedeutendsten Orte Mazedoniens.

„Ich danke dir, Marianne. Ich werde mich an dieses Wort halten, wenn mir in langen, einsamen Tagen allzu schwere Stunden kommen. Willst du jetzt von Mama Abschied nehmen?“

Marianne nickt. „Ja, Herbert! Aber ich möchte allein zu ihr gehen.“

„Ich füge mich deinem Wunsche. Aber, Marianne, um eins bitte ich dich, mache der alten Frau das Herz nicht gar zu schwer!“

Vor der Baronin sinkt Marianne nieder, sie birgt das tränensfeuchte Antlitz in ihrem Schoß.

„Lebe wohl, Mutter, habe Dank für all deine Liebe!“

„Marianne!“ Die Greisin zuckt empor. „Um Gott, Kind, was hast du vor? Willst du auf immer von uns gehen?“

„Es war mein Wille, Mutter, nun hat ihn Herbert junichte gemacht. Er zwang mir das Versprechen ab, wiederkommen.“

„Gott sei Dank!“ In der Abschiedsstunde fällt zum erstenmal Herberts Name zwischen ihnen, fällt die Schranke fort, mit der sie künstlich ihre Gefühle eingedämmt haben. Und doch reden sie weiter kein Wort, Marianne schluchzt, und der Mutter Hand streicht mit zarter Innigkeit über das braune Gelock, des schwergeprüften Weibes. Sie bedürfen keiner langen Rede, verwandte Herzen verstehen sich auch ohne Worte.

Dann fahren Marianne und Herbert Seite an Seite durch den schon herblich gefärbten Wald. Sie haben kein angenehmes Reise wetter; aus den düstergrauen Wolken fallen dicke Regentropfen, und der Wind fährt heulend durch die Baumkronen, welche Blätter vor sich herwirbelnd. Das Lied aus dem Trompeter fällt Marianne unwillkürlich ein.

„Zum Abschiednehmen just das rechte Wetter, grau wie der Himmel liegt vor mir die Welt.“

Ein flüchtiger Seitenblick streift den Gatten. Er sitzt stolz aufgerichtet neben ihr, einen harten, abweisenden Zug im Gesicht. Und ihr ist das Herz

so bang und schwer, aber hat sie nicht selbst Schuld an seiner an scheinenden Teilnahmslosigkeit? Warum mußte sie ihn so verlegen gerade in dem Augenblick, wo er gut und liebevoll zu ihr sein wollte?

Sie seufzte leise und heimlich, aber Herbert hat es doch gehört. Sofort wendet er den Blick zur Seite, ein weiches Licht kommt in seine Augen.

„Du leidest Marianne, es tut mir sehr leid. Wenn ich dir nur helfen könnte, ich weiß ja, was du empfindest in dieser durch die Ungewißheit schier unerträglichen Stunden. Ich möchte dich ja so gerne trösten, aber jedes Trostwort scheint mir banal gegenüber deinem Schmerz. Gedulde dich nur noch wenige Stunden, man darf ja auch nicht gleich das Schlimmste befürchten.“

Sie fühlt sich beschämt durch seine freundlich tröstenden Worte, Tränen steigen ihr unwillkürlich in die Augen. Ach, sie kennt sich selbst nicht mehr, seit jener fürchterlichen Stunde, da Konstanze ihr junges Eheglück zerstört. Sie fühlt es, Herbert hat sie lieb, er sucht ihr Herz, ihre Liebe. Es möchte sich ihm ja auch so gerne jauchzend zuwenden, und ach — es kann nicht. Immer wieder stehen die häßlichen Worte, die Konstanze gesprochen, zwischen ihnen, sie schließen ihr die Lippen, die sich schon öffnen wollten, dem Gatten all ihre Liebe, all ihre Sehnsucht zu gestehen, sie drücken den Arm wieder herab, der sich vertrauensvoll um seinen Nacken legen wollte. Wird das immer so bleiben? Der Wagen hält an der Station, Herbert löst die Karten, und dann geht es fort, zurück in die alte Welt, die Marianne so hoffnungsfroh als glückliche Braut verlassen.

haben und geschlossen, sein mentales Leben in die Welt. Marianne schlug das Herz die zum Haus hinaus, sie muß sich aus den Gatten lösen, um nicht umzukommen.

„Ruhig Kind, suche dich zu fassen, um Gottes willen! Wenn es mit Papa wirklich nicht gut stehen sollte, so gebrauchst du erst recht all deine Selbstbeherrschung, um ihm seinen Zustand nicht zu verraten.“

Die elektrische Klingel schrillt durchs Haus, der alte Diener öffnet die Tür.

„Johann, wie ist es mit Papa? Lebt er noch? Wo finde ich ihn? In seinem Schlafzimmer?“

Marianne stößt die Worte fast atemlos heraus, als sie sieht, wie der Diener bei ihrem Anblick erbleicht. Sie will sich vom Arme Herberts losreißen und fortstürmen, doch Herbert hält ihren Arm fest umklammert.

„Nicht so, Marianne, erst ruhig werden! Hören wir erst, was Johann sagt.“

„Um Gott, gnädiger Herr! gnädige Frau! Wie gut, daß Sie kommen! Ach, unser armer, gnädiger Herr! Er lebt ja noch, aber der Doktor macht ein so finsternes Gesicht!“ schluchzt der treue Diener, der im Hause Hoffelds alt und grau geworden ist.

Kommerzienrat Hoffeld hatte nicht lange zu leiden. Ein Schlaganfall hatte alle seine Glieder gelähmt, nur die Augen,

die mit so in-  
niger Liebe auf  
seinem Kinde  
ruhten, geben  
Zeugnis, daß er  
sie erkannt und  
sich ihres Kom-  
mens freute.  
Noch in der  
Nacht, die Ma-  
riannens An-  
kunft gefolgt,  
verschied ihr  
Vater still und  
friedlich in Her-  
berts Armen.  
Marianne knie-  
te vor seinem  
Lager, sie hielt  
die erkaltenden  
Hände um-  
schlungen, als  
könnte sie das  
entfliehende  
Leben in ihnen  
festhalten. Die  
barmherzige  
Schwester, die  
den Kranken ge-  
pflegt, sprach  
mit leiser Stim-  
me die Sterbe-  
gebete. Ein  
heiliger Friede  
war im Sterbe-  
zimmer, den  
selbst der Tod  
nicht zu zer-  
stören vermochte.

Als Herbert seinem Schwiegervater die brechen-  
den Augen mit sanfter Hand geschlossen, da sank Marianne  
ohne einen Laut am Sterbelager zusammen, kalt und weiß wie  
der Tote, der dort schlummerte. Herbert trug sein Weib hinaus  
auf ihr Zimmer. Die ganze Nacht saß er wachend an ihrem  
Bette. Erst gegen Morgen, als Marianne in einen kurzen Schlummer  
gesunken, suchte auch er sein Lager auf. Uebermüdet schlief er,  
bis die helle Sonne fröhlich durch die Ritzen der nicht fest ge-  
schlossenen Läden lachte.

Marianne war im Sterbezimmer, als er herabkam, mit  
fester Hand führte er sie hinaus.

„Marianne, es ist Sünde, so sehr in seinem Schmerz zu  
schwelgen. Du wirst deine ohnehin nicht allzufeste Gesundheit  
vollständig zugrunde richten!“

„Was schadet es, Herbert, mich braucht ja nun niemand  
mehr!“

„Ich will dir deine Worte vergeben, Marianne, ich halte  
sie deiner Erregung, deinem Schmerze zugut. Aber trotzdem muß  
ich dich bitten, mäßige dich in deinem Schmerze. Du kannst ruhig  
auf deinem Zimmer bleiben, ich werde alles ordnen, was geordnet  
werden muß, auch die Beileidsgesuche empfangen. Wünschst  
du, daß ich deinen Verwandten sofort Nachricht gebe?“

Ein Lichtstrahl zuckt in Mariannens Augen auf. Tante  
Erna, Hermine, ja, wenn die kommen könnten! Vielleicht ließe  
sich dann der Verlust besser ertragen.

„Ich bitte, Herbert, gib ihnen Nachricht, teile ihnen mit,  
daß ich ihr Kommen sehrnächst wünsche. Ach, Herbert, du bist so  
gut zu mir, ich weiß wohl, daß ich gar so unfreundlich zu dir bin,



Tiroler Einwohner werden in Autos der Heeresleitung von ihrem in der Kriegszone gelegenen Dörfe fortgeführt.

„Arme Marianne! Wenn du der Sonne meiner Liebe ge-  
statten wolltest, recht warm hineinzuleuchten, du würdest sehen,  
aus dem Schnee und Eis, mit dem du künstlich dein Herz um-  
geben, könnten doch noch Frühlingsblumen blühen.“

Sie senkt den Kopf, eine Träne fällt aus ihren Augen auf  
seine Hand, die ihre kalten Finger umspannt hält.

„Ach, Herbert, die Frühlingsblumen haben ja geblüht, aber  
es ist ein Reif darauf gefallen, der hat ihre schönsten Triebe ge-  
tötet. Sieh', nun braucht es gar lange Zeit, gar sehr viel Licht  
und Sonne, bis die Blüten neue Triebe zeugen. Habe Geduld  
mit mir!“

„Gern, Marianne, o wie gern will ich geduldig warten,  
wenn ich nur die endliche Gewißheit habe, daß einmal noch alles  
wieder gut wird!“

„Ach, Herbert, ich kann mich selbst nicht wiederfinden, das ist  
das Schlimmste. In mir scheinen zwei Seelen zu leben: die eine  
zieht mich zu dir hin, die andere aber macht mich hart und lieblos.  
Sie läßt mich den Weg zu dir nicht finden, denn immer raunt sie  
mir zu: „Er hat schlecht an dir gehandelt, hat eine schwere Schuld  
auf sich geladen. Jetzt hat er Mitleid mit deinem Elend, sein  
Herz aber gehört jenem schönen Mädchen, das so stolze, harte  
Worte sprechen konnte. Eines  
Emporköm-  
lings Tochter  
lieben, — nim-  
mermehr!“

„Marianne,  
warum verbit-  
terst du dir und  
mir das Leben  
durch dein Miß-  
trauen?“

„Weil ich das  
Vertrauen nicht  
wiederfinden  
kann, Herbert!  
Ach, hilf es mir  
suchen, es ist so  
schwer zu fin-  
den. Liebe ohne  
Vertrauen ist ja  
unmöglich!“

Einen Augen-  
blick hält er sie  
in seinen Ar-  
men, fest an  
seine Brust ge-  
schmiegt, dann  
gibt er sie frei.

Er versucht  
nicht wieder, sie  
zu küssen, seit-  
dem sie vor sei-  
nem Kuß zu-  
rückgeschreckt ist.  
(Fortf. folgt.)

## Landsknechtsliedchen.

Landsknechtslos ist schönes Los,  
Nächt' kein besseres finden.  
Zieh' landaus und zieh' landein  
Mit den viereen Winden.

Schönste Ros', wein' mir nicht nach,  
Landsknecht' müssen wandern.  
Morgen bin ich tot, vielleicht  
Blüht noch einem andern.

Siehst du nicht das Fähnchen rot  
Flattern an meiner Lanzen?  
Kampf und Strauß meine Hochzeit ist,  
Hei, da mag ich tanzen . . .

Spielmann Tod ist auch dabei  
Als ein armer Geiger.  
Macht das allerbest' Geschäft  
Bei der ganzen Feier.

Landsknechtslos ist schönes Los,  
Will kein bessers haben.  
Unterm Rasen ohne Stein  
Liegt man gut begraben . . .

Adolf Wurmbach (im Felde).

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Als Vermittler wie als Urheber erfreuender Klänge wirkt das beweglichste der Elemente; das andere, das ihm an Unbefähigkeit gleich ist, das Feuer, besitzt die Gabe des Tönens nicht wieder, und hat außerdem die sonderbare Eigenheit, daß es unter gewissen Verhältnissen seine Erscheinungsform von naheliegenden Tönen abhängig macht. Was die erstgenannte Tatsache angeht, so sei ein ganz modernes Beispiel genannt: Bei den Forschungen und Untersuchungen zur Ausgestaltung einer brauchbaren Telephonie ohne Draht benutzt man vielfach einen „sprechenden Lichtbogen“, um die ankommenden elektrischen Wellen in Schallwellen umzuwandeln. Selbst eine ganz gewöhnliche offene Gasflamme bringt allerlei Geräusch hervor, wenn das Gas unter zu starkem Druck aus der Leitung tritt und infolgedessen die naheliegenden Luftschichten „angestoßen“ werden — ein Vorgang, von dem wir schon gesehen haben, daß er bei genügender Zahl und Stärke der so entstehenden Wellen auf unser Ohr wirken muß. Ja, wir hören einen ähnlichen Laut auch, wenn wir das Licht einer Kerze mit möglichst gleichmäßigem Luftstrom von der Seite her anblasen. Nehmen wir zu diesem einfachen Versuch ein Lötrohr,

das zuverlässiger als Atem und Mund des Menschen ist, und ferner eine nicht zu leicht erlöschende Bunsenflamme dann können wir unter günstigen Umständen einen klaren, musikalischen Ton hervorbringen. Interessanter wird die Sache, wenn wir mit sogenannten „sprechenden Wellen“ arbeiten, wie sie sich innerhalb geschlossener oder offener Röhren, zum Beispiel der Orgelpfeifen, durch das Anblasen bilden. Eingehende Erläuterungen aus der Lehre vom Schall können in diesen knappen Zeilen natürlich keinen Raum finden.

Wir benutzen einen Argand- oder Ringbrenner, der anstatt einer einzigen großen, offenen Flamme deren eine Menge kleiner unter einem Gaszylinder aufweist; das Gas tritt, anders wie beim altmodischen „Fischschwanzbrenner“, aus vielen nadelfeinen Oeffnungen, welche rings um einen Luftkanal zu einem schmalen Kranz geordnet sind. Ueber die Flämmchen stülpen wir nicht den erwähnten Zylinder, sondern eine Röhre aus Zinn oder Glas, etwa eineinhalb Meter lang und sechs bis sieben Zentimeter weit. Augenblicklich beginnt das Licht unter Erzeugung mannigfacher, unbestimmbarer Lauterscheinungen unruhig zu werden. In der nächsten Sekunde aber spricht die Flamme mit hellem, reinem Tone an: sie singt geradezu. Ein leichtes ist es, die ganze Tonleiter von ihr zu erhalten — wir brauchen nur die Abmessungen der Röhre anders zu wählen. Whetstone, der berühmte englische Physiker, hat sogar diese Fähigkeit der Flamme zum Bau einer vollständigen Orgel benutzt.

Wer selbst die Kunst der Töne übt, den möchte man aktiv musikalisch nennen; passiv musikalisch wäre dann derjenige, der gegenüber den Geräuschen und Klängen in seiner Umgebung empfänglich und empfindlich ist — mag er nun mit Beethovens „Neunter“ in den Jubel jener einstimmen, die ein holdes Weib errungen; oder mag er sich entsetz aufbäumen, wenn ein Nichtsnutz mit den Zinken der Gabel über den Porzellanteller fracht. Auch das Element des Feuers ist unter gewissen Verhältnissen befähigt, sich von jedem Laut, der in seiner Nähe hervorgerufen wird, beeinflussen zu lassen. Ein hübscher Versuch wird es beweisen. An einem Specksteinbrenner mit millimeterbreiter Oeffnung erzeugen wir eine Gasflamme von fünfzig bis sechzig Zentimeter

lang. Wir blasen sie mit einem Mundstülpel — angedeutet, bringt sie in ein lautes, heftiges Heulen aus, das sich anhört, als wenn sie das hellere und dumpfere Klirren einige Oktaven tiefer nachmachen wolle. Wir zerknittern ein Stück Papier — sie zittert und schwanzt hin und her wie ein Epenblatt. Vor der leise klopfenden Taschenuhr scheint sie Angst zu haben, denn bei jedem Ticken duckt sie sich nieder. Das Klirren einer kleinen Silbermünze, die in der anderen Zimmerede auf den Boden fällt, bringt sie fast ums Leben: sie klappt wagerecht um und wird ganz klein, wie wenn sie kräftig angeblasen würde.

So ganz ohne Ursache geschieht es also nicht, wenn die Ueberschrift dieser Zeilen das feurige Element zu den musikbegabten zählt. Sein arger Feind aber, das Wasser, darf sich des nämlichen Vorzuges freuen. Klid — klud — klud — klid — klud und so weiter mit Grazie! Das Dienstmädchen hat wieder einmal den Leitungshahn nicht ordentlich zuge dreht, hat außerdem im Spülstein einen gefüllten Kessel stehen lassen. Wer die Musik lange mitanhören muß, den kann sie unter Umständen, je nach seiner Nervenverfassung, auf den nächsten Baum hinauffagen. Wenn er aber die Sache nicht gar so tragisch nimmt und vielleicht ein Minutchen Zeit zum Zuhören übrig hat, dann muß er gestehen, daß die fallenden Tropfen ganz re'ne, klare Töne in phantastischer

Melodie zu ihm herpenden.

Schade, daß der besch änlte Raum ein genaueres Eingehen auf die Erscheinung und eine Erläuterung ihres Entstehens verbietet; es steht so viel des Interessanten in den vermeintlich so einfachen Klängen. An die Stelle der Wasserfläche kann eine aus anderem Stoff treten; die Wirkung bleibt, wenn auch nicht in gleicher Reinheit und Klarheit, die nämliche. Tad — tad — tad . . . klopfen draußen die Tropfen aus der verfallenden Regenrinne auf den Beschlag der Fensterbank — die Weise, die sie dem tonemp-



Oesterreichischer Doppelposten in den Dolomiten.

fänglichsten unter den Menschen gesungen haben, steht in dem ersten Satz von Beethovens Mondscheinsonate. Stürzende Massen des flüssigen Elementes erwecken nicht minder die Empfindung einer ganz bestimmten Klangwirkung: das Brausen und Dröhnen großer Wasserfälle wird auf weite Abstände, wenn die vielen störenden Nebengeräusche abgestorben sind, zu einem tiefen Bassklange, ähnlich dem durchgehaltenen Orgelpunkt am Schluß einer Fuge. In stillen Nächten hebt sich häufig genug aus dem gedämpften Rauschen und Plätschern ferner Gebirgsbäche eine ganze Skala von reinen Tönen; über Kiesel und kleineren Steinen liegt sie im Sopran, an Felsbroden und an Stellen mit größerer Wassertiefe sinkt sie um einen Terz oder Quart. Für ein aufmerksames Ohr hat unter günstigen Umständen auch der scharfe Regenschauer seine eigene Melodie, der auf die Steinplatten des Hofes oder auf die dünnen Blätter der Waldbäume oder den trodenen Heideboden herabprasselt. Noch viel deutlicher aber wird es aus dem Regen jenes zweite, mit der Melodie gleichberechtigte Element der Musik heraushören, nämlich den Rhythmus.

An Versuchen, die tonerzeugende Kraft des Wassers planmäßig zunutze zu machen, hat es nicht gefehlt. Von dem Urbild unserer Orgel, der durch Mesibios anderthalb Jahrhundert vor Christus erfundenen Wasserorgel, darf hier in diesem Zusammenhange allerdings nicht die Rede sein, denn in ihr war das Wasser nur Mittel zum Zweck, indem sein Vorhandensein den mit Handhebeln erzeugten Luftdruck regeln sollte. Dagegen kannten die alten Griechen ein musikalisches Spiel, bei dem es galt, Tropfen in ein gefülltes Erzbecken fallen zu lassen und auf der Wandung oder auf der Wasserfläche bestimmte Töne zu erzielen. Modernen

...in die wahre Spielerei mit Wasserfällen, die in einem  
...lebenserlöbte gefüllt sind. Ein solches Glas gibt bekanntlich,  
wenn man es mit den Fingernadel antippt oder wenn man mit  
einem Violinbogen über den Rand streicht, einen vollen, reinen  
Ton. Die Flüssigkeit dämpft hier einen mehr oder minder großen  
Teil der Glasfläche ab, jedoch nur der freibleibende Teil schwingen  
und erklingen kann — je schmaler dieser Streifen ist, umso höher  
wird der Ton. Es läßt sich auf diese Weise die ganze Stala ab-  
stimmen; das Wasser wirkt dabei aber nur mittelbar mit. An  
seinen Eigentönen selbst ergötzen sich einige „wilde“ Stämme  
unter den Indianern Nordamerikas und — merkwürdigerweise —  
verschiedene südafrikanische Völkerschaften. Sie besitzen ein Musik-  
instrument, das man als Wassertrommel bezeichnen könnte. Eine  
Beschreibung seiner Verwendung und seiner mehr als primitiven  
„Musik“ wird der Leser wohl nicht verlangen.

Hingegen darf die Tatsache nicht ohne Hinweis bleiben, daß  
dem Wasser nicht bloß in seiner  
tropfenden und fließenden Ver-  
fassung musikalische Kräfte inne-  
wohnen, sondern auch dann,  
wenn es von der Kälte erstarrt  
ist. Unter dem Tritt des be-  
schuhten Fußes, unter dem Ein-  
schneiden der Schlittschuhkufe  
beginnt die Eisfläche nicht nur  
zu beben, daß wir es deutlich  
im Körper spüren. Sie gerät  
innerhalb der eigenen Masse  
in Schwingungen; ihre Atome  
tanzen in Wellen auf und nieder;  
die Höhlung des Teiches mit den  
darüber gespannten, verhältnis-  
mäßig dünnen Deckel aus Eis  
wirkt wie eine verstärkende  
Schallkammer. Die Luft nimmt  
diese Wellen bereitwillig an und  
leitet sie an unser Ohr — mit  
dem bekannten Erfolg. Die  
entstehenden Töne empfinden  
wir gewöhnlich nicht sehr rein,  
und zwar deshalb, weil der Ab-  
lauf der Schwingungen und die  
Bildung der Wellen im Eise  
fast ausnahmslos durch das  
Weiterstreiten der Menschen  
gestört und unterbrochen wird.  
Ein planmäßiger Versuch jedoch,  
bei dem jede Störung der ersten  
„Erregung“ ausgeschaltet ist,  
würde einen ganz klaren, genau  
bestimmbaren Ton hervorrufen.  
Die Klanghöhen verschiedener  
Eisflächen sind natürlich nicht  
gleich, sondern schwanken — ab-  
gesehen von anderen zufälligen  
Begleitumständen — je nach der  
Stärke der Schicht. Je geringer  
diese, desto höher der Ton;  
bides Eis gibt ein tiefes Dröhnen.  
Damit ist uns ein Warnungs-  
zeichen zur Verfügung gestellt.  
Nowbotham, der oben schon  
einmal erwähnte englische  
Beobachter, versichert auf Grund  
seiner Versuche und gestützt auf  
unser erfahrungsmäßiges Wissen  
von der Tragfähigkeit des Eises,  
daß, „sobald das Eis mit einem  
höheren Ton als c erklingt, das  
Betreten der Fläche mit Gefahr  
verbunden ist. Solange es im  
basso profundo schwelgt, ist  
alles in Ordnung; sowie es aber sich  
daranmacht, Tenor zu singen  
und sich über den kritischen Punkt  
emporschwingt — Krach!  
öffnet die gläserne Fläche den Rachen  
und verschlingt alles, was  
sich auf ihr tummelt.“

Als viertes und letztes und auch geringstes unter den musi-  
zierenden Elementen bleibt die Erde zu nennen. Viel ist's nicht,  
was wir von ihr zu melden haben. Aus eigener Kraft und Be-  
gabung geht sie eigentlich nirgendwo unter die Musikanten.  
Kunststücke wie das fallende Wasser sie vermag oder die im  
Hohle eingeschlossene Flamme, sind ihr im allgemeinen fremd.  
Das Rätsel der Memnonsäule, des tönenden Standbildes jenes  
altägyptischen Herrschers, ist noch immer nicht völlig gelöst.  
Vielleicht daß unter dem Einfluß der rasch emporsteigenden  
Sonne die Grundteilchen des Sandsteines nach der Kühle der  
Nacht ihre Lage zueinander so kräftig änderten, daß dadurch  
der Klang entstand? Heute ist die Statue verstummt; nachdem  
unter dem Römertaiser Septimius Severus ungeschickte Hände  
sich um ihre „Wiederherstellung“ bemüht haben. In manchen



In den Vogesen.  
Deutsche Soldaten auf Vorposten beobachten von einem durch Granaten  
zerstückelten Baume das Gelände.

...eigenen eigenen Sinnen und Tönen — aber nur,  
wenn der Wind geht. Der wirbelt nämlich die feinen Körner  
auf, wirft sie gegeneinander, läßt sie sich reiben, und wenn dann  
das Urmaterial des Sandes zu den „klingenden“ Gesteinsarten  
zählt, braucht man nach der Herkunft der selbsttönen Musik nicht  
lange zu suchen. Solcher „Klingsteine“ gibt es genug. Einen  
von ihnen kennt jeglicher Leser, allerdings in verarbeiteter Gestalt,  
nämlich das Porzellan oder richtiger gesagt das Kaolin. Eine  
echte Tasse läßt beim Anschlagen stets einen ganz reinen Ton  
hören; wir müssen sie nur derart anfassen, daß unser Griff die  
Schwingungen und Wellen nicht stört. Der Chinese findet Lager-  
stätten klangfähiger Gesteine in seiner Heimat sehr häufig. Daraus  
erklärt sich auch, wie er aus ihnen ganze Instrumente bauen  
und wie er die „Musik der Erde“ zu einem der acht Hauptkapitel  
seiner Musiklehre erheben konnte. Mit Aufwand von sehr viel

Mühe werden die Steine von  
den Angehörigen eines eigenen  
Standes gesucht und gesammelt.  
Besondere Bildhauer behauen  
sie und stimmen sie gleichzeitig  
durch passende Formengebung  
ab. Die fertige Steinorgel ist  
ein mehr oder weniger reich  
verziertes Holzgestell, an dessen  
Querleisten die Steine frei-  
schwebend aufgehängt sind. Zum  
Spielen wird ein langstieliger  
Hammer mit weichgefeiltertem  
Kopf benutzt. Unsere west-  
ländische Musik besitzt ganz ähn-  
liche Instrumente: das Gloden-  
spiel mit abgestimmten Metall-  
plättchen, das Ksophon mit  
Holzstäben. Die Verechtigung  
des lauten Lobes der Steinorgel  
und ihrer „göttlichen Harmo-  
nien, die das Ohr der Jungfrau  
fesseln und schmelzende Weisen  
erklingen lassen, herrlicher als  
die süße Stimme der Nachtigall“  
will uns freilich nicht recht ein-  
leuchten. Wenn uns Kindern  
einer ganz verschieden gearteten  
Kultur die Macht der Töne ans  
Herz greifen soll, dann sind  
dazu Werkzeuge und Hilfs-  
mittel nötig, an deren Aufbau  
wissenschaftliche Arbeiten er-  
kenntnis und Kunst mitgewirkt haben.  
Die Hände, die sie verfertigten,  
haben sich den Rohstoff oft ge-  
nug aus einem der vier Elemente  
geholt und haben ganz bestimmt  
auf irgend einer Stufe der  
Bearbeitung des Feuers nicht  
entraten können. Und wäre  
die Luft nicht, dann bliebe auch  
das kunstvollste Instrument  
stumm für unser Ohr. Erde, Was-  
ser, Feuer und Luft müssen also  
zusagen helfen, wenn wir  
musizieren wollen, uns und dem  
Mächten zur Freude, dem  
Schöpfer zum Preis. Daß sie  
dabei in das kunstvolle Klang-  
gewebe, zu dessen Instrumenten  
wir in ihnen Mittel und Kraft  
finden, auch aus eigener Fähig-  
keit ein klares und reines Tönen  
zu streuen vermögen, das sollten  
diese Zeilen zeigen.

### Sprüche.

Der Ozean hätte England längst verschluckt, wenn er nicht  
fürchtete, daß es ihm Uebelkeiten im Magen verursachen möchte.  
Wilhelm Heine.

Auf des Lebens rauhem Gang begegnet  
Jeder einem Engel, der ihn segnet,  
Wenn er ihn erkennet und versteht  
Und nicht blind an ihm vorüber geht.  
Solch Erkennen ist das höchste Glück,  
Und veräumt, kehrt es so schwer zurück. —  
Niemals ganz, nie wieder voll und rein,  
Niemals in so holdem Blütenschein,  
Wie es ungesucht auf deinem Pfad  
Lächelnd dir zum erstenmal genah.

J. Hammer

## Sprüche.

Sorgen sind meist von der Nesseln Art,  
Sie brennen, rührst du sie zu zart;  
Fasse sie nur an herzhast,  
So ist der Griff nicht schmerzhaft!

Wenn wir nur etwas, das uns Sorge  
macht, aus unserer Gegenwart verbannen  
können, da glauben wir schon, nun sei es  
abgetan.

## Aus der Geschichte der Singvögel.

Sicherlich wurden die Singvögel schon in der klassischen Welt geschätzt, und wenn dies nur dadurch bewiesen wurde, daß man — einen Lederbissen aus ihnen machte. So ließ Vullus einmal eine Schüssel mit den Jungen von 5000 sprechenden Vögeln auftragen. Der Kaiser Augustus ließ seinen Verwalter Gros am Mastbaume eines Schiffes kreuzigen, weil er eine Wachtel verpeiste, nicht, weil sie so schön gesungen hatte, sondern weil sie mehrmals in einem Wettkampfe gesiegt hatte! Im deutschen Altertum hören wir nichts von Singvögeln. Erst im 10. Jahrhundert erzählt der sächsische Chronist Widukind von Corvey von einer Falkenjagd bei Merseburg, „wie die kleinen Vögel, durch den Falken erschreckt, sich im Laube verbergen. Sie schauen dann immer nur auf den Falken, vor Angst unfähig, sich zu bewegen, und so nimmt sie der Vogelfsteller in aller Ruhe von den Bäumen herunter.“ Also auch noch in diesem Zeitalter ging das Interesse für die Singvögel nur durch den Magen. Die Minnesänger dachten bereits anders von ihnen. Walter von der Vogelweide schrieb: „Schöne sang du nachtehall.“ Endlich aus den Klosterrechnungen von Dobrilugk, um die Wende des 14. Jahrhunderts, erfahren wir, daß damals die Klosteruntertanen zwar nicht Singvögel, wohl aber Futter für solche zu liefern hatten, mit denen sich zweifellos die Mönche in ihrer dortigen Einsamkeit die Zeit vertrieben. Die ersten gefangenen Singvögel, die uns auf deutschem Boden begegneten, waren seltenerweise gleich ein paar Kanarienvögel, die der Rat zu Bremen im Jahre 1609 der letzten Gräfin von Oldenburg verehrte, zum Dank dafür, daß Graf Anton Günther den „brennenden Wunsch“ der Bremer Schifffahrt nach einem Leuchtturm auf der Insel Wangeroog erfüllt hatte. Die vorherige Herrin von Jever hatte 200 Goldgulden jährlich als Entschädigung dafür verlangt, was den Bremern zubielt war. Nun baute der Graf den Turm aus eigenem Interesse. So kamen die Bremer billig dazu, und sie schenkten der Gräfin Elisabeth ein paar Kanarienvögel — damals gewiß eine große Seltenheit.

**Wasserkraftanlagen in Utah.** Zu den größten Kraftanlagen der Vereinigten Staaten ist die große Wasserkraftanlage der Utah Power & Light Compagny zu rechnen, die insgesamt eine Maschinen-

leistung von 120 000 KW aufweist. Sie umfaßt vier große Wasserkraftwerke, von denen drei das Gefälle des Bear River ausnützen. Eine dieser Kraftstationen in Grace ist unlängst vergrößert dem Betrieb übergeben worden. Zu den ursprünglichen Aggregaten von zusammen 11 000 KW sind nunmehr zwei Turbinen von je 11 000 KW hinzugekommen, so daß jetzt 33 000 KW Maschinenleistung in Betrieb stehen; zwei ebenso große Aggregate sollen noch aufgestellt werden. Der in den Salzsee strömende Fluß besitzt in Bear Lake ein natürliches Reservoir von 280 km. Von dem Gefälle werden in dem genannten

Bewässerungsanlagen in Utah, ferner die Straßenbahn in Salt Lake City und eine Uebel-Landbahn, endlich die letztgenannte Stadt, der die Energie auf 213 km mit 130 000 Volt zugeführt wird.

**Die Senkung des Wasserspiegels des Kaspischen Meeres.** Es ist festgestellt worden, daß seit Juni 1910 der Spiegel des Kaspischen Meeres in fortgesetzter Senkung begriffen ist, was sogar die Schifffahrt beeinträchtigt. An manchen Orten können die Dampfschiffe nicht mehr zu den bisherigen Landungsstellen gelangen. Der Professor Schotalsky, welcher von der Regierung beauftragt war, diesen

Vorgang zu beobachten, schreibt die Senkung des Wasserspiegels der Verminderung der Wasserzuführung durch die Zuflüsse des Kaspischen Meeres, insbesondere der Wolga zu, welche nicht mehr hinreicht, um die Wasserverluste, die aus der Verdunstung entspringen, zu ersetzen.

**Kenntzeichen.** Zimmermädchen (zum Hotelbdiener): „Ob der Herr, der seit drei Tagen in Nummer 11 wohnt, noch Junggeselle ist?“ — „Das glaub' ich nicht; er geht die Treppe immer auf den Behenspitzen 'nauf.“

**Verraten.** Tante: „Ach, du habe ich in Gedanken die ganze Worte aufgeessen!“ — Fräulein: „Zwei Stück hast du in Gedanken sogar in deine Pompadour gesteckt, Tante!“

**Studentisches.** „Der Spund ist doch ein furchtbarer Renommist!“ — „Wieso denn?“ — „Was erzählt er denn?“ — „Erzählen tut er nichts; aber er duzt den Gelbbriefträger!“

**Immer derselbe.** Professor: „Wieviel Weltumsegelungen unternahm James Cook?“ — Kandidat: „Zwei!“ — Professor: „Richtig. Und auf welcher kam er ums Leben?“

**Grundlose Eifersucht.** Apothekersfrau (eifersüchtig): „Hör' mal, Karl, ich muß nun endlich wissen, was für Heimlichkeiten du mit Nachbars Käthe hast!“ — Gatte: „Reg' dich nicht auf, liebe Else! Du weißt doch, daß die Käthe mit dem Doktor Müller verlobt ist, und da muß ich ihr nun immer dessen Liebesbriefe entziffern.“

**Die gute Freundin.** „Denke dir, Else, ich habe mich verlobt!“ — „Verlobt?? Mit wem denn?“ — „Mit dem Provvisor aus der Engelapotheke.“

„Also — provisorisch!“ — „Au! Er: „Vor jedem Gutladen bleibst du stehen; eine schreckliche Angewohnheit!“ —

Sie: „Du hast recht: in den nächsten werden wir hineingehen!“

## Rätsel.

Des Bäcklings Last, des Mädchens Ziel  
Bin ich, dem leicht und jener schwer;  
Doch gäben beide viel drum her,  
Wär' ich dort leichter, schwerer hier.

**Auflösung des Rätsels in voriger Nummer.**

Spaß, Paß, Aß.

Nachdruck aus dem Inhalt dieses Blattes verboten.  
(Gesetz vom 19. Juni 1901.) Verantwortl. Redakteur  
L. Kellen, Bredebeck (Ruhr). Gedruckt und heraus-  
gegeben von Bredebeck & Koenen in Essen (Ruhr.)



In den Vogesen.

Ein deutscher Offizier kauft sich von einer Bäuerin einen Sonntagbraten.

Wert 160 m ausgenützt; das Wasser wird durch eine teils aus Holzpfeilen, teils aus Stahlpfeilen von 2.4, bzw. 3.3 m Durchmesser bestehende Leitung von 8 km zugeführt. Die Turbinen leisten normal 17 000 PS und treiben Generatoren für 11 000 KW bei 90 % Leistungsfaktor an. Die Gesellschaft versorgt drei große Gebiete mit Kraft und Licht. Das erste umfaßt das Territorium von Utah und den südöstlichen Teil von Idaho; das zweite den Rest von Idaho und das dritte den Südwesten von Colorado. Hauptabnehmer sind große Farmen und ausgedehnte